



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Das Glück des Hauses Rottland : Roman. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zahlreiche Personen niedergehalten oder ganz ferngehalten werden, die gerade zum akademischen Pädagogen vielleicht viel mehr Eignung und Eifer besitzen, als manche andere, die über Lehrverpflichtungen ein Klagegedicht anstimmen.

Die Pädagogen aber, und auch die akademischen, werden dasjenige, was sie brauchen, am wenigsten dann finden, wenn sie es nicht selbst fordern. Fordern sie es selbst, dann kann's ihnen immer noch vorenthalten werden; aber es wird ihnen um so weniger vorenthalten werden, je mehr ihnen weitere Kreise und speziell die Literatur über sie nach der wichtigsten Seite hin helfen: nach der pädagogischen, also hier nach der spezifisch hochschulpädagogischen.



Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

I.



Wenn die Theologen und Philosophen mit ihrer Behauptung recht haben, daß irdische Güter zur Erlangung wahrer Glückseligkeit eher hinderlich als förderlich seien, und daß der köstlichste Schatz, die Zufriedenheit, durch geduldige Sinnahme aller Schicksalsfügungen, durch redliche Arbeit und durch treue Sorge für Angehörige und Untergebene erworben werde, dann war der alte Freiherr Salentin v. Friemersheim auf Haus Rottland einer der glücklichsten Menschen im ganzen Herzogtum Süllich.

Alle Mächte, deren sich die Vorsehung zur Ausführung ihrer Pläne bedient, schienen sich vereinigt zu haben, um dem Freiherrn zu diesem vollkommenen Glück zu verhelfen. Anno 1673 hatten die Holländer unter dem Fürsten von Ostfriesland das stattliche Burghaus eingäschert, Anno 1679, als der Marquis d'Humiers die Stadt Münstereifel besetzt hielt, hatten französische Dragoner außer vier Pferden den ganzen Bestand an Rindvieh, vierzehn Kühe und drei Gespanne Zugochsen, weggetrieben, und zum Überfluß waren kaum drei Wochen danach sämtliche Schafe, die auf der entlegenen Weide im Tale des Eschweiler Baches den Spürnasen der Soldaten entgangen waren, bei einem nächtlichen Wolkenbruch elend ums Leben gekommen. Im folgenden Jahre hatte dann auch die Pest den Weg in die stillen Eifeltäler gefunden und unter den Einwohnern des Dörfchens Rottland nicht minder erbarmungslos gewüthet als unter dem freiherrlichen Gesinde. Sie hatte eigentlich nur die alten Leute verschont, gleichsam als hätte es sich nicht gelohnt, sich mit denen abzumühen, die ohnehin dem Grabe entgegenwankten, und so kam es, daß man in der Gesindestube nur einem Knechte und zwei Mägden begegnete, die alle das sechzigste Lebensjahr überschritten hatten und, da sie mit den Gebrechen des Alters behaftet waren, der Nachsicht und der liebevollen Fürsorge ihres Gebieters bedurften.

Damit dieser aber auch Gelegenheit hätte, die Tugenden der Nachsicht und Fürsorge an lieben Blutsverwandten zu üben, hatte das Schicksal dem Freiherrn

dessen Gattin nach kinderloser Ehe schon im Jahre 1664 gestorben war, zwei alte Schwestern ins Haus gelegt, die die glückliche Gabe hatten, immer wieder zu vergessen, daß die Rottländer goldene Zeit dahin war, und daß man die bescheidenen Räume des Renthauses, eines von den Holländern zufälligerweise verschonten Nebengebäudes, nur deshalb so ungestört bewohnen konnte, weil es auf dem Gute schon längst keine Renten mehr zu verwalten und daher auch keinen Rentmeister mehr gab.

Die beiden alten Damen waren Antonetta, die Witwe des Herrn Franz Kaspar v. Ödinghoven, Pfalz-Neuenburgischen Kämmerers, Obersten eines Regiments zu Fuß und Gubernators von Sülich, und Felizitas, die Priorin des Klosters Marienstern. Die Gubernatorin — so ließ sich Frau v. Ödinghoven am liebsten nennen — zehrte in ihrem Asyl von den Erinnerungen an die glänzende Rolle, die sie in der großen Welt gespielt und die sie dank der anspruchsvollen Lebensführung ihres Gatten mit ihrem ganzen, wenn auch nicht allzu bedeutenden Vermögen teuer genug bezahlt hatte. Ihre Domäne war also die Vergangenheit.

Schwester Felizitas war in früher Jugend in das Augustinerinnenkloster Stella Mariae eingetreten und hatte schon sieben Jahre das Amt einer Priorin bekleidet, als bei dem Tode der Äbtissin die Wahl der Nonnen nicht, wie sie erwartet hatte, auf sie, sondern auf eine Bürgerliche gefallen war. Das hatte sie bitter gekränkt, und als bald darauf die neue Domina mit dem ganzen Konvent zum Prämonstratenserorden übergetreten war, hatte sie als die einzige sich geweigert, das schwarze Ordenshabit mit dem weißen zu vertauschen. Seitdem lebte sie bei ihrem Bruder, gab ihm von Zeit zu Zeit zu verstehen, wie dankbar er ihr sein müsse, daß sie ihm Gelegenheit biete, sich durch ihren Unterhalt die Gunst des Himmels zu erwerben, hoffte im stillen, daß man sie eines Tages doch nach Marienstern zurückholen und ihr die ihr gebührende Würde übertragen werde, und freute sich im voraus der Belohnungen, die ihr das in diesem Leben erduldeten Martyrium dereinst in jenem eintragen mußte. Sie hielt es mithin mehr mit der Zukunft.

Recht mitten zwischen den Schwestern stand der Freiherr. Er dachte weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft. Jene war für ihn abgetan, und diese erschien ihm, dem kinderlosen Manne, wenig verlockend. Er hatte gerade genug zu tun, wenn er mit den beschränkten Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, die Wirtschaft weiterführen und für sich und die beiden Damen den Lebensunterhalt beschaffen wollte. Ihm gehörte trotz seiner zweiundsechzig Jahre die Gegenwart, und ob er schon gezwungen war, in Haus und Hof, in Wald und Feld tüchtig mit Hand anzulegen, so hatte er doch ein aufmerksames Ohr für die Fragen der Zeit und liebte, unterrichteter als die meisten seiner Standesgenossen, ein Gespräch über wissenschaftliche Dinge und ganz besonders über die Merkwürdigkeiten der Natur, der er einen offenen Sinn und ein scharfes Auge entgegenbrachte.

An einem sonnigen Aprilmorgen saß der alte Herr, wie es seine Gewohnheit war, in der Gesindestube und löffelte gemeinsam mit dem treuen Gerhard, der Knecht, Vogt, Jäger und Kutscher in einer Person war, aus der irdenen Schüssel die Frühstückssuppe. Er trug einen verwetterten Leibriech von unbestimmbarer Farbe, den er der Bequemlichkeit halber eigenhändig mit der Schere gekürzt hatte, auf dem Kopfe einen grauen Schlapphut mit dem letzten Reste einer Straußfeder

und an den Beinen Lederhosen und vielfach geflickte Reiterstiefel. Aber die blühenden Farben des noch immer ziemlich glatten Antlitzes und der schlohweiße Zwickelbart gaben der Erscheinung doch etwas Bornehmes, und man hätte sich den derben Landadelmann sehr wohl in höfischer oder kriegerischer Tracht vorstellen können.

Plötzlich brach er das Gespräch, das er mit dem Knechte geführt hatte, ab, legte den hölzernen Löffel aus der Hand und lauschte. Dann erhob er sich, stieß die Tür zur Diele auf und blieb auf der Schwelle stehen. Aus dem Obergeschoß, wo die beiden Damen ein gemeinsames Gemach bewohnten, schollen erregte Stimmen. Der Freiherr lehnte am Türpfosten, kraute sich hinter dem Ohr und warf dem alten Diener vergnügte Blicke zu.

„Das Frauenzimmer hat wieder seine Querellen,“ sagte er, „sie streiten sich um die Kutsche. Die v. Ödinghoven will nach der Stadt, um der v. Syberg eine Visite zu machen, und die andere will zur Beichte nach Breitenbenden.“

Der Knecht hatte sich dem Herrn genähert und stand nun, die hohle Hand an der Ohrmuschel, ebenfalls in der Tür. Zu lachen wagte er nicht, aber sein von zahlreichen Runzeln durchfurchtes Antlitz zeigte einen schwachen Widerschein der heimlichen Schadenfreude, die er in den Zügen des Gebieters zu erkennen glaubte.

„Was meinst du, Gerhard,“ fuhr der Freiherr fort, „wollen wir denen die Suppe versalzen? Man könnte ihnen schon eine kleine Pön gönnen, denn nicht genug, daß sie immer malkontent sind und sich alle Tage ein paar mal mit einander brouillieren: sie mengen sich auch in meine Affären und tun, als ob sie hier zu kommandieren hätten.“

Das breite Gesicht des Knechtes verzog sich zu einem verständnisvollen Grinsen.

„Mach, daß du auf die Röhener Wiese und an deine Arbeit kommst und laß dich vor Mittag nicht wieder sehen,“ gebot Herr Salentin, „und wenn das Frauenzimmer hinter dir her ruft, so stell' dich taub.“

Gerhard schlich sich aus dem Hause, nahm den Spaten zur Hand und verschwand mit schweren Schritten durch das Pfortchen des Baumgartens. Der Freiherr aber begab sich in den Pferdestall, legte den beiden Kleppern, einem blinden Schimmel, den die Franzosen verschmäht, und einem Fuchs, den sie, weil er an beiden Hinterhufen vernagelt war und lahm ging, von ihren eigenen Gäulen zurückgelassen hatten, das Geschirr auf, schwang sich noch im Stalle auf das Sattelpferd und trabte, so schnell er es mit den vierbeinigen Veteranen vermochte, dem Brachacker am Lambertsberge zu. Als er außerhalb des Hofbereichs war, ließ er die Pferde langsamer gehen, schaute sich noch einmal nach den Fenstern des Renthauses um, hinter denen er seine geliebten Schwestern wußte, und brach in ein schallendes Gelächter aus. Es war auch zu ergötzlich, sich die verdußten Gesichter vorzustellen, die sie machen würden, wenn sie dahinter kamen, daß sie sich diesmal ganz unnötigerweise um die Gäule gezanft hatten.

Wo der Ackerpfad anstieg, sprang er ab und führte sein Gespann zwischen der Kuppe des Lambertsberges und den Abhängen des mit Wald bedeckten Stockerts hinüber in die Talsenkung, wo ein ausgedehntes Brachfeld der Bestellung mit Sommerweizen harrte. Dort hatte er schon am Tage zuvor mit dem Pflügen begonnen, und ein langer Streif des frischumbrochenen Erdreichs zog sich bis zur Holzheimer Flurgrenze hin. Die Sonne schien hier, wo der Wald Schutz gegen den frischen Morgenwind bot, schon recht warm, und ein bunter Schmetterling,

ein Pfauenaug, schwebte in gaukelndem Fluge vor den Rossen und ihrem Führer her, ließ sich von Zeit zu Zeit auf den kräftig duftenden Erdschollen nieder und spreizte die braun-violetten Flügel in wohllichem Behagen.

Der Freiherr machte bei dem Pfluge halt, entwirrte die Stränge und befestigte die Scheite vor dem Karren, dann saßte er die Sterze und trieb die Pferde mit einem lustigen Schnalzen an. Die Tiere legten sich ins Geschirr, und nun ging es in der weiten Mulde auf und nieder, bis die Flanken der Säule dampften und der Schweiß von der Stirn des Pflügers perlte. Als das Gespann wieder einmal den Walbrand erreicht hatte, gönnte er den Pferden ein paar Augenblicke Rast und setzte sich selbst, um ein wenig zu verschlafen, auf den Pflugbaum. Da war auch gleich der Schmetterling wieder zur Stelle, gaukelte, als wollte er sich bewundern lassen, dicht vor den Füßen des alten Herrn hin, schwebte dem Walde zu und kehrte wieder zurück. Aber gerade, als er sich auf einem Steine niederlassen wollte, stürzte ein droffelgroßer Vogel aus der Luft, ergriff das Insekt und strich in schwalbenartigem Fluge mit ihm davon — ein Vogel, bei dessen Anblick das Herz des Naturfreundes zu klopfen begann. Ein so prächtiges Geschöpf hatte er noch nie gesehen! Mit dem braunroten Nacken, den strohfarbigen Schultern, der zitronengelben Kehle, der blauen Unterseite und den grünblauen, metallisch glänzenden Schwingen erschien er wie ein lebendes Juwel; das Allerseitsamste aber waren die beiden mittelfsten Schwanzfedern, die weit über die anderen hinausragten und mit ihrem Goldschimmer das Fremdartige in der Erscheinung des Vogels erhöhten.

Obgleich sich das Tierchen nur einen kurzen Augenblick gezeigt hatte, war es dem alten Herrn doch gelungen, sich Gestalt und Farben genau einzuprägen, und er zweifelte nicht, daß er seinem naturkundigen Freunde und Berater, dem Vater Ambrosius vom Jesuitenkollegium zu Münstereifel, eine deutliche Beschreibung davon zu geben imstande sein werde. Hätte er nur erkennen können, ob der Vogel Füße gehabt hatte oder nicht! Denn er vermutete, daß das Tierchen ein Paradiesvogel gewesen sein könne, von dem er in Gesners Historia animalium gelesen hatte, daß er als eine fußlose Kreatur immer in der Luft schwebte und nie die Erde berühre. Aber wie kam ein solches Wunderwesen, dessen Heimat die fernen Gewürzinseln waren, hierher? Wunder über Wunder, Rätsel über Rätsel!

Der Freiherr ließ seine Pferde stehen und schlug wie im Traume die Richtung ein, in der der Vogel entchwunden war. Die schwache Hoffnung, daß er das merkwürdige Geschöpf doch noch einmal zu Gesicht bekommen könnte, lockte ihn immer weiter in den Wald, wo zwischen den hohen Stämmen und dem lichten Unterholze mit dem zarten Waldgrase die ersten Frühlingskräuter unter dem modernden Laube hervorsprossen. Ein Buntspecht hämmerte in einem Eichenwipfel, Gähner zeterten in den Haselnußbüschen, ein Flug Bergfinken strich über eine Schneise, aber der fremde Gast ließ sich nirgends blicken. Dafür stieß der alte Herr auf eine glatte schwarz und weiß gescheckte Kuh, die sich an dem saftigen Grün gütlich tat und den Störenfried behaglich kauend mit neugierigen Augen betrachtete. Der Anblick des wohlgenährten Tieres, das er nur zu gut kannte, gab ihm jedesmal einen Stich durchs Herz, ganz besonders hier auf seinem Grund und Boden. Er wußte, wenn er noch weiter ging, würde er noch drei andere Kühe finden, und dann würde die rosige Laune, in die ihn der vermeintliche

Paradiesvogel verfezt hatte, versliegen. Es war auch zu hart: er, der Freiherr, dem weit und breit Wald und Flur gehörte, nannte nur noch ein paar armseltige Ziegen sein eigen, und die Holzheimer Mergel, eine simple Bauernbirne, rühmte sich des Besitzes von vier stattlichen Kühen, wie man sie in diesen bösen Zeitaläufen im ganzen oberen Herzogtum nicht schöner hätte antreffen können. Allerdings, die Holzheimer hatten von alters her das verbrieftete Recht, ihr Vieh in den Rottländer Wald zu treiben, und die Mergel, die seit langem Witwe war, hatte es sich sauer genug werden lassen, sich selbst und ihre vier Tiere vor den Franzosen in Sicherheit zu bringen. Unter unsäglichem Mühen hatte sie einen verlassenen Stollen im Wecherner Holz mit Hacke und Spaten erweitert, bis er zur Vergung der Kühe genügend Raum bot, und dann hatte sie ein volles Jahr mutterseelenallein mit ihrem Vieh an dem entlegenen Zufluchtsort gehaust, hauptsächlich von Milch, Wurzeln und Vogeleiern gelebt und sich aus Furcht, ihren Schlupfwinkel zu verraten, nur einige wenige Male unter die Menschen gewagt. Dafür war sie jetzt aber auch das reichste Bauernmädchen in der ganzen Gegend, und man betrachtete sie allenthalben mit einer Mischung von Neid und Bewunderung.

Herr Salentin wollte schon umkehren, als sein Blick auf die Besitzerin der Kühe fiel, die hinter einem Holzapfelbusche der Länge nach auf dem warmen Laubteppich lag, den Hinterkopf mit den schweren schwarzen Flechten in die gefalteten Hände stützte und mit ihren gesunden Zähnen an einem Reislein kaute, das sie von einem Wacholder abgerissen hatte. Sie schien den alten Herrn schon längst bemerkt zu haben, hielt es jedoch für überflüssig, sich zu seiner Begrüßung zu erheben, und begnügte sich damit, ihren kurzen Rock ein wenig weiter über die nackten Knie zu ziehen.

„Mergel,“ sagte er, „du hast doch ein Paar klare Augen im Kopf, hast du hier im Busch heut oder die Tage zuvor nicht ein absonderlich Böglein gesehen?“

„Bögel genug, Herr,“ erwiderte sie, indem sie das Wacholderreislein aus dem Munde nahm und hinter das Ohr steckte, „und wenn Ihr den Markolf und den Baumpicker absonderlich nennt, so muß ich Eure Frage mit Ja beantworten.“

„Nein, die ordinären mein' ich nicht,“ erklärte er, „ich wollte nur wissen, ob du ein Böglein gesehen hast so bunt wie ein Eisvogel, so groß wie eine Merle und so flink wie eine Schwalbe; eins, das immerfort in der Luft schweben muß und sich nie setzen kann, weil es keine Füße hat.“

Das Mädchen richtete sich ein wenig empor und starrte den Freiherrn erstaunt an. Dann lachte sie laut auf und sagte: „Nun weiß ich, was Ihr meint. Was Ihr da sucht, das ist der Glücksvogel, von dem mir meine Großmutter selig immer erzählt hat. Der hat keine Füße, denn wozu sollt' er sie brauchen? Er flattert den Menschen um den Kopf, wenn sie aber die Hand ausstrecken und denken, er sollt' sich ihnen auf den Finger setzen, dann narrt er sie und fliegt davon und läßt sich nie wieder sehen. Wer ihn aber mit Gewalt an sich bringen will, dem ergeht es übel, das hat dazumal einer von den Spanischen erfahren müssen. Der vermaß sich, das Böglein zu schießen, schlug sein Rohr drauf an und drückte ab. Da fuhr die Kugel wider eine Mauer und traf ihn selbst in die Stirn, daß er tot hinsiel.“

Mergens Bericht befriedigte den alten Herrn durchaus nicht, aber die Art, wie sie zu ihm sprach, reizte ihn, das Gespräch fortzusetzen.

„Wenn es mit dem Tierlein also steht,“ sagte er lächelnd, „so wollen wir uns weißlich hüten, ihm nachzustellen.“

„Ja, man soll den Vogel niemalsen fuchen,“ meinte sie ganz ernsthaft, „alsdann kommt er von selbst und bringt einem das Glück.“

„Darauf werde ich wohl umsonst warten müssen,“ entgegnete Herr Salentin, „wüßt' auch nicht, was er mir altem Manne für ein Glück bringen sollte.“

„Ist keiner so alt, daß er nicht doch noch ein Glück brauchen könnt,“ fuhr sie unbeirrt fort, „und zudem seid Ihr der älteste noch lange nicht.“

„Nein, nein!“ wehrte er ab, „wenn der Vogel zu einem von uns kommen soll, so wirst du's wohl sein, Mergel.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Was ich brauch', das hab' ich,“ sagte sie. „Hab' mein Hüttlein und mein Brot — mehr verlang' ich gar nicht. Und wenn die Schecke da um Ostern kalbt, dann bekomm' ich auch noch ein brav Stück Geld, und dann tausch' ich mit keinem.“

Sie rechte ihre vollen Arme und sah so zufrieden aus, daß der Freiherr ihren Worten Glauben schenken mußte. Er setzte sich auf einen Baumstumpf und betrachtete sie mit stillem Wohlgefallen. Die geschmeidige Üppigkeit ihres jungen Körpers, das pechschwarze Haar und die frischen Farben ihres Antlitzes stachen dem Weißkopf in die Augen.

„Hüttlein und Brot und Geld ist alles recht gut und agréable,“ meinte er, „aber zu einem rechten Weibsbild gehört auch ein Mann. Und so einen könnt' dir der Glücksvogel wohl bringen.“

Sie lachte hell auf. „Wenn Ihr denkt, daß ein Mann für ein Weibsbild allemal ein Glück wär', dann habt Ihr von Euch und Euresgleichen eine gute Meinung, Herr,“ sagte sie. „Aber ich würd' mich zehnmal bedenken, eh' ich einen nähm'.“

Der Alte mußte nicht recht, was er auf diesen für das stärkere Geschlecht nicht gerade schmeichelhaften Einwand erwidern sollte. Er strich seinen kurzen Schnurrbart und schaute die Dirne ein wenig mißtrauisch an.

„Hast freilich keine große Auswahl,“ bemerkte er nach einer Pause, „die Kontagion vergangenes Jahr hat die besten unter die Erde gebracht, und was von jungen Burschen am Leben geblieben ist, das hat bei den Brandenburgern drunten im Klevischen Handgeld genommen oder schanzte an den Werken zu Jülich. Und für einen Alten wirst du dich wohl bedanken.“

„'s kām' drauf an, wie er wär',“ erwiderte sie heiter. „Die Alten sind gemeiniglich kommoder als die Jungen, aber es müßt' schon einer sein, der mir gefiel. Es müßt' schon was Besonderes sein, und so einer nimmt wieder keine wie mich. Werd' wohl bis an mein selig End' Jungfer bleiben müssen.“

„Wenn alle so dächten, müßte der liebe Herrgott bald wieder Klöße aus Erde machen,“ entgegnete der Freiherr. „Die Menschen sind so rar geworden, daß zu Eicherscheid keiner mehr da ist, den Acker zu bestellen, und zu Münstereifel wächst das Gras so hoch in den Straßen, daß die Hirsche des Nachts bis auf den Marktplatz kommen.“

„Wo die Menschen rar sind, da wird auch wenig gesündigt,“ meinte Mergel, „und der Herrgott wird sich's wohl überlegen, bevor er sie sich noch einmal über den Kopf wachsen läßt. Mir kann's gleich sein. Ich brauch' keinen. Nicht wahr, Schecke, wir werden schon allein fertig?“

Sie war aufgesprungen und hatte den rechten Arm um den Hals der Kuh gelegt, während sie mit der Linken das dicke Stirnhaar zwischen den Hörnern kraute. Das Tier schien für diese Liebkosung empfänglich zu sein, es hob den Kopf und stieß ein freudiges Gebrüll aus, das von einer der anderen Kühe, die tiefer im Walde weideten, beantwortet wurde.

Der alte Herr dachte an seine Pferde und erhob sich nun ebenfalls.

„Daß Ihr's wißt,“ sagte das Mädchen, als er sich zum Weggehen anschickte, „heut' treib' ich zeitiger heim. Muß noch nach der Mõthener Mühle heut' abend.“

„Gute Berrichtung!“ entgegnete der Freiherr, „aber was kummert mich's, wann du heimtreibst?“

Sie sah ihn mit blinkenden Augen an.

„Ihr denkt wohl, ich wüß't's nicht, wie Ihr immer drauf lauert, daß ich heimtreib'?“

„Weshalb sollt' ich drauf lauern?“

„Weil Ihr allemal erntet, was meine Kühe gesät haben.“ Sie brach in ein tolles Lachen aus. „Ja,“ fuhr sie fort, „vergangene Woche hatte ich meinen Krug stehen lassen und kam noch einmal zurück, ihn zu holen. Da sah ich, wie Ihr mit einem Korb zwischen den Büschen herumgingt und fleißig auflast, was die Kühe zurückgelassen hatten, und wie Ihr dann den Korb aus dem Walde schlepptet und den Mist auf Eure Wintergerste streutet. Und nachher seid Ihr mit dem leeren Korb zu den Heidenlöchern gegangen und habt ihn da versteckt. Ja, Herr, meine Kühe sind stolz, die nehmen nichts geschenkt, sondern bezahlen ihre Beche, so gut sie's verstehen.“

Der alte Herr versuchte zu lächeln, aber es wollte ihm nicht so recht gelingen. Seine Armut, die ihm verbot, sich in dieser teuern Zeit Vieh zu kaufen, bedrückte ihn nicht, denn den meisten seiner Standesgenossen erging es nicht besser. Daß er selbst Bauernarbeit verrichten mußte, deuchte ihm ebensowenig eine Schande, obgleich der Adel in der Nachbarschaft, den Krieg und Pest um Knechte und Hinterlassen gebracht hatten, meist vorzog, seinen Grundbesitz brach liegen zu lassen und tatenlos auf bessere Zeiten zu warten oder sein Glück im Kriegs- und Hofdienst zu suchen. Daß aber die Holzheimer Mergel dahinter gekommen war, auf welche Weise er den himmlischen Segen, der auf der fleißigen Bestellung des Ackerbodens ruht, wirksamer zu machen trachtete, das verdroß und beschämte ihn über alle Maßen, und er, der Weiskopf, kam sich der jungen Bauernbirne gegenüber wie ein Schulknabe vor, den man bei einem dummen Streiche ertappt hat.

Er ließ das Mädchen stehen und ging denselben Pfad, den er gekommen war, zurück. Jetzt klang ihm das Gezeter der Hähner wie Hohn und der Schrei des Spechtes wie Gelächter, und ihm war, als hätte beides ihm gegolten.

Die Pferde, denen die Zeit zu lang geworden sein mochte, hatten den Pflug umgeworfen und grasten am Waldbrand. Der Freiherr nahm sie bei den Köpfen und brachte sie wieder auf den Acker. Aber in allen seinen Bewegungen lag etwas Ungefügiges, und als der Pflug nun wieder das Erdreich zerschnitt, fauchte öfter als sonst ein scharfer Peitschenhieb auf die Flanken der keuchenden Gäule nieder.

(Fortsetzung folgt.)

